

An einem Sommertage saß ein Schneiderlein auf seinem Tisch am Fenster und nähte. Nun kam eine Bauerfrau die Straße daher und

[AUSRIS 2]

rief: »gut Mus feil! gut Mus feil!«

Das klang dem Schneiderlein lieblich in die Ohren, es streckte sein zartes Häuptlein zum Fenster hinaus und rief: »nur hier herauf, liebe Frau, hier wird sie ihre Waare los.« Als die Frau hinauf kam, mußte sie ihren ganzen Korb auspacken; das Männlein besah alle Töpfe, endlich kauft es nur ein Viertelpfund, daß die Frau ganz ärgerlich und brümmig fortging. »Nun das soll mir Gott gesegnen, sprach das Schneiderlein, und soll mir Kraft und Stärke geben!« holte das Brot, schnitt sich ein Stück über den ganzen Laib und strich das Mus darauf. »Du wirst gut schmecken, sprach es, aber ich will erst den Wams fertig machen, eh ich anbeiße,« legte es neben

sich, nähte und machte vor Freude immer größere Stiche. Indeß ging der Geruch von dem Mus auf an die Wand, zu den Fliegen, also daß sie in großer Menge herab kamen und sich darauf niederließen. Da aber das Schneiderlein zuweilen nach dem Musbrot sich umsah, entdeckte es die fremden Gäste. »Ei, sprach es, wer hat euch eingeladen« und jagte sie fort. Die Fliegen aber verstanden kein Deutsch und ließen sich nicht abweisen und nicht lange, so kamen sie mit noch größerer Gesellschaft wieder. Da lief dem Schneiderlein die Laus über die Leber: es langte aus seiner Hölle einen großen Tuchlappen und: »wart, ich wills euch geben,« schlug es drauf. Darnach zog es ab und zählte, da lagen sieben vor ihm tot und streckten die Beine. »Bist du so ein Kerl!« sprach es in Herzens=Verwunderung, »das soll die Stadt erfahren.« Und in einer Hast schnitt es sich einen Gürtel, nähte ihn und stickte mit großen Buchstaben darauf: »siebene auf einen Streich!«

Die Szene, über der das Märchen in der zweiten, verbesserten Fassung einsetzt, hat den Anstrich der Muße: »An einem Sommermorgen saß ein Schneiderlein auf seinem Tisch am Fenster und nähte«. Sie wird durch eine Bauersfrau, die auf der Straße unten naht, und ihren Ruf, der auch nach oben dringt, unterbrochen: »gut Mus feil!« Er (oder es) näht; sie naht; es nährt. Mit dem eindringlichen Ruf, und eindringenden Mus, ist es um die Muße geschehn. Das ärgerliche Brümmeln der fortgehenden Frau präludiert dem Summen der ankommenden, von oben einfallenden Fliegen, am Sommermorgen, angezogen vom aufsteigenden Duft des Muses. Doch ihrer Ankunft voraus gehn, der Verwechslung zwischen Laib und Leib nah, Schnitte durch den Laib Brot, den der Schneider aufschneidet: »holte das Brot, schnitt sich ein Stück über den ganzen Laib und strich das Mus darauf«. Fast wie in Anlehnung an Jesu Abendmahl mit seinen Jüngern: »VND ER NAM DAS BROT/DANCKET VND BRACHS/VND GABS JNEN/VND SPRACH« [Luc. 22.19].<sup>1</sup> Dem (dankenden) Nehmen, Brechen und Geben des Brotes (und *Sprechen*) dort respondierts das (um Gottes Segen – also Zeichen – bittende) Holen, Schneiden und Bestreichen des Brotes (und *Sprechen*) hier. Denn das Schneiderlein spricht das

vom ganzen Laib abgeschnittene, mit Mus bestrichene Stück Brot – es personifiziert, indem es eine Schmitte anspricht, den *ganzen Laib* – so an: »'Du wirst gut schmecken, sprach es, aber ich will erst den Wams fertig machen, eh ich anbeiße'«. Doch dazu kommt es nicht. Der Anbiß und das Mahl – der Verzehr der gottgesegneten, zum *Leib Christi* transsubstantiierten Scheibe Musbrot – geraten in Verzug. Etwas kommt dazwischen. Es sind die Fliegen. Sie fallen von oben, von der Wand her ein, bedecken – als bedeckten sie einen verwesenden Kadaver, hier des Apfels – das Musbrot, und kosten von der Süßigkeit. Die Fliegen fallen von der *Wand*, der Schneider fertigt ein *Gewand*, den Wams. Das Schneiderlein entdeckt die *fremden Gäste*, die das Musbrot bedecken, spricht sie an auf Deutsch – »Ei [...] wer hat euch eingeladen« –, und jagt sie fort: »Die Fliegen aber verstanden kein Deutsch und ließen sich nicht abweisen und nicht lange, so kamen sie mit noch größerer Gesellschaft wieder«. Die Fliegen lassen sich nicht abpeisen, zumal mit deutschen Worten nicht, sondern kehren wieder und sprechen (mit vervielfachtem Appetit) dem *Mus* zu. Daß die Fliegen, die kein Deutsch verstanden, *über kurz* (nicht lange), als spielte das Märchen in seiner zweiten verbesserten Auflage auf die Maxime aus dem *Wegkhürtzer* an (das Mus vertreibt den Fliegen, die der Schneider zu vertreiben sucht, die *Zeit*), wiederkamen, mag seinen Grund darin haben, daß den fremden Gästen ein fremder Gast zuvorkommt, denn die Fliegen, es sind – der aus dem *Wegkürzer* in die erste Auflage übernommene, aus der zweiten, *vermehrten* Auflage der Kinder- und Hausmärchen aber *gestrichene* Name des Orts (»In einem Städtlein Romandia«), in dem der Schneider gesessen, legt das nah – Fliegen aus der *Romania*, verstehen das *Mus*, dessen Duft sie anlockt, lateinischer: *Mus* ist nicht nur ein Wort der deutschen Sprache, sondern auch die erste Silbe eines *Fremd*-worts, des lateinischen Nomens *musca*: Mücke, Fliege. Die von den Wänden einfallenden Fliegen, angelockt durchs *Mus*, lassen sich (unter anderm auch), als verstünden sie Latein, auf der ersten Silbe des Worts, das sie – in Teilen der *Romania* – beim Namen aufruft, nieder. Der Anblick der *muscae* auf dem *Musbrot*, der nicht nur die Grenze zwischen Eigenem und Fremdem, sondern auch zwischen

(wenigstens) zwei Sprachen verwischt (oder verstreicht), bringt das Faß zum Überlaufen und den Schneider aus der Fassung: »Da lief dem Schneiderlein die Laus über die Leber«. Die *Laus*, ein -wort, das, wie Jacob Grimm in der *Geschichte der deutschen Sprache* anmerkt, »unsere sprache [...] lûs, die Gothen ohne zweifel lius hieszen von liusan perdere, consumere, devorare«<sup>2</sup> –; die *Laus* vernichtet und verdirbt, verzehrt und -schlingt. Sie läuft über die *Leber*, deren Herkunft aus *Lab* im *Deutschen Wörterbuch* dadurch erklärt wird, daß »diesen wörtern die vorstellung der scheidung und sonderung des flüssigen vom festen zu grunde« liegt, weshalb »uns das subst. leber in eine uralte medizinische vorstellung ein-sicht gewinnen [läszt], derzufolge der leber obliegt, dasjenige von den speisen, was der erhaltung des körpers dient, von den hefen zu trennen und beides richtig zu leiten [...] leber würde demnach die scheidende, absondernde aussagen«<sup>3</sup>. Kurz: die *Laus* läuft nicht nur dem *Schneiderlein* über die *Leber*, sondern über die *Leber* als Inbegriff des scheidend-schneidenden Organs. Der Ingrimme oder Zorn ergreift vom *Schneiderlein*, das sich des Brots (und Brotaufstrichs) durch fremde Scharen, die sich auf ihm (auf dem Aufstrich) niederlassen, beraubt sieht, Besitz. Den Fliegen, deren Wiederkehr in größerer Gesellschaft *nicht lange* auf sich warten läßt, begegnet es dadurch, daß es »aus seiner Hölle [das ist, dem *Deutschen Wörterbuch* nach, «der enge raum hinter dem ofen zwischen diesem und der wand; zufrühest aus dem jahre 1488 nachgewiesen»<sup>4</sup>] einen großen Tuchlappen [...] *langte*«, und macht, *weil es langt* (der Langmut ein Ende zu bereiten), wie zur Kurzweil, kurzen Prozeß: »[...] und: 'wart, ich wills euch geben,' schlug es drauf«. *VND GABS JNEN*, so ließen sich die Worte Jesu im Augenblick des Abendmahls mit seinen Jüngern (fast nahtlos) anschließen. Der Schneider, einer Travestie Christi nah, aber gibt in dieser Szene nicht das Brot des Lebens, sondern den Tod; nicht, als ein Gott der Liebe, vergibt dem *Schneiderlein* den Fliegen ihre Sünden, sondern schlägt, als ein gnadenloser Zorn- und Rachegott, der Vergeltung übt, drauf: auf die Fliegen auf dem Aufstrich. Wie um, in den großen Tuchlappen, den es *aus seiner Hölle* kurzerhand langt, verwickelt, zu sagen: *Zur Hölle mit den Fliegen*. Dem Ursprung der

*Leber* aus dem *Lab*, dem sondernden, scheidenden – Schneider- – Organ par excellence, über das dem Schneider im Augenblick, da er die Fliegen auf dem Musbrot, das er als Labsal sich zurückgelegt hatte, sich niederlassen und gütlich tun sieht, die *Laus* läuft, jenes Tierwort, dem Jacob Grimm *Verderben* und *Vernichtung* eingeschrieben sieht, ihn zum Hervorzug eines Tuchlappens *aus seiner Hölle* und Schlag auf die Fliegen anhält, legt im *Lab*, über das die Augen im Gegenlesesinn laufen, nach Art eines Palindroms, den Namen der Orakelgottheit von Ekron, *Baal-Zebüb*, verballhornt aber den ins Deutsche entlehnten *Beelzebub*, also den Teufel, aus dem Hebräischen *Ba'al z'wūw* übersetzt, als *Herr der Fliegen* nah.

Nach dem Schlag auf die Fliegen auf dem Musbrot zieht der Schneider ab – »Darnach zog es ab und zählte« –, nämlich den Lappen mit der schlagenden Hand vom Ort des Geschehens. Das Verb *Abziehen* nennt, bevor es vom *Ausziehen* und *Sich ausziehen* abgelöst wird, den Vorgang des Entkleidens, auch Schindens: das *Abziehen* der Haut (über die Ohren). Der Schneider – fast als ein Schinder – zieht den großen Tuchlappen, fast wie eine Haut (vor Augen) vom Ort, den der Schlag getroffen hatte, ab, und sieht, was unverhüllt vor Augen liegt: das Schlachtfeld einer *nature morte*. Und zählt: »da lagen sieben vor ihm todt und streckten die Beine«. Die Fliegen, ihrer Nähe, als *muscae* – in der Romania – zum *Musbrot* ledig oder bloß, legen an dieser Stelle, gezeichnet (oder *gesehenet*) vom Schlag, der sie getroffen hat, einen andern, diesmal aus dem deutschen Wort *Fliegen* abgespaltenen oder ausgeschnittenen Zusammenhang, nach Art einer (volksmündlichen, märchenhaften) *figura etymologica* vor Augen: die *Fliegen* – *liegen*. Das Schneiderlein, nachdem es abgezogen hat, sieht die Fliegen, das große **F**, den Inbegriff ihrer Beweglichkeit (der fliegenden), wie eine Haut abgezogen, nackt und bloß und tot im Mus (mus-, nämlich mausetot) vor Augen – **liegen**. Den Fliegen, die das Schneiderlein im Musbrot liegen sieht, helfen keine Flügel mehr. Sie haben kurze Beine, die sie – zur Strecke gebracht – strecken. Der *eine* Schlag, mit dem Lappen *aus seiner Hölle* geführt, rückt das Schneiderlein, das die sieben Toten oder toten zählt, mit einmal selber (nicht nur den Umriß einer Travestie Christi, sondern auch des Rachegottes

überzeichnend) an die Stelle eines Herrn der Fliegen. Herr über alle Fliegen. Herr über den Herrn über alle Fliegen: ein *Teufelskerl*. Mit sieben Toten auf einen Streich vor Augen, ist der Schneider *aus dem Schneider*.<sup>5</sup> Nicht zuletzt auch so, daß durch die Selbstwahrnehmung (und Selbsteinschätzung, im Hinblick auf -erkenntnis) des Schneiderleins ein Riß geht. Es spaltet sich von sich, genauer, sieht sich, *wie auf einen Schlag*, abgespalten von sich und spricht (wie um durch Apostrophe den Riß zu überspielen) sich, einen andern, dem andern zugewandt, kaum wiederzuerkennen, an: »'Bist du so ein Kerl!' sprach es in Herzens=Verwunderung«. Wie um zu sagen: Herrgott (noch einmal), ein Herr noch über alle Teufel. Die *Verwundung* seines Herzens im Augenblick des Anblicks der sieben toten Fliegen (die längst in der Auslegung, wie sie da liegen, zu sieben toten *Fliegen* nicht mehr aufgehen, sondern in *Engel, Teufel* und dergleichen spielen), denn es zählt ja *seine* Toten (unabgezogen von der Sorge im Blick, sich selber, das Schneiderlein mit seinen spindeldürren Beinchen, eine Fliegenleiche mehr, unter den Toten liegen zu sehn), mildert die Apostrophe zur *Verwunderung*. Dem Blutbad oder Musbad, angerichtet unter den Fliegen, entsteigt der Schneider (wie dem Kokon einer alten Hülle oder Haut) als ein *-kerl*. Kein neuer Mensch, ein neues Tier. *So ein Kerl* (der Götter, Ritter, Tod und Teufel mischt, und weder Götter, Ritter, Tod noch Teufel fürchtet). Ein *Musketier*.<sup>6</sup>

Die Einsicht, voller Verwunderung (sie legt Risse durch sein Herz) – aus Blut und Wunden abgezogen – in das große Tier, das aus dem Schneiderlein und Schneiderleib heraus aufsteigt, ganz *Schneid*, erinnert den Schneider an das Schneiden. Diesmal aber rückt es nicht mehr einem Laib, Brotlaib, sondern zunächst einem Gürtel, den es sich *in einer Hast* schnitt, vernähte, und mit Buchstaben bestickte; dann, mit dem bestickten Gürtel, dem Schneiderleib zu Leibe: »Und in einer Hast schnitt es sich einen Gürtel, nähte ihn und stickte mit großen Buchstaben darauf: 'siebene auf einen Streich!'« Die Brüder Grimm setzen, in der zweiten *vermehrten* und *verbesserten* Auflage der *Kinder= und Haus=Märchen*, die Reduktion der Überschrift, jetzt nicht mehr auf einem Harnisch, sondern Gürtel, fort. Nicht mehr *Syben auff ein streich zû todt geschlagen*,

und nicht mehr *sieben auf einen Streich* geschlagen, sondern (abgesonderter) bloß noch: *siebene auf einen Streich*. Die bessernden, mehrenden (genau genommen, hier, aber *wegkürzenden*) Brüder *sieben* die Überschrift. In das eine Wort *siebene* (es ist die einzige Vermehrung, die sie der Überschrift der Erstaufgabe durch Erweiterung des Wortes *sieben* in der zweiten um ein *e* antun) aus sieben Lettern oder Buchstaben gestickt, fassen sie die Überschrift aus sieben Worten im *Wegkhürtzer* zusammen. Die Überschrift (geschickt gestickt) als Aufstrich: voller Lücken, Leser (wie Fliegen) anzulocken, die Lücken aus der Erinnerung an das, was sie zu sehn und lesen gewohnt sind, der Halluzination zulieb, in der sie wohnen, zu füllen. Die Leser gehn weniger dem *Mus* als einem verinnerlichten, übermächtig eingeschätzten *Muß* (dessen Erfüllung süße Belohnung verspricht) – du mußt die Lücken, sieh, so oder so, wie du’s gelernt hast, füllen (oder büßen) –, auf den Leim. Was dergestalt die Leser einerseits, nach Art der sammelnden Brüder, zu Autoren einer vermehrten und verbesserten Auflage der Gürtelauf- oder -inschrift erhebt; andererseits aber, aufgrund der angebrachten Besserungen, *Menschen* und *erschlagen*, sie in den Bannkreis der Gefahr an Leib und Leben, die von der vervollständigten Inschrift ausgeht, zieht, und unterwirft. *Erhebende Unterwerfung*: die lückenlose aufgestickte Schrift sticht die Leser ins Auge und Herz, flößt *Achtung* ein. Vielleicht liegt darin die Hoffnung auf Belohnung durch Erfüllung der ins *Muß* verflochtenen verlockten Leser: respektinflößender Speise inne zu werden. Die Leser ziehn den Gürtel um den Leib des Schneiders, so gesehen, wie eine Schlinge um ihre eigenen Augen zusammen. Sie schnallen den Gürtel enger, beängstigend eng, nicht um des Schneiders Leib, sondern um den phantomatischen der ein- und ausgeübten Wort- und Welt- und Selbstwahrnehmung: die lückenhafte Inschrift vor Augen im Namen der *Mimesis* an eine höhere und höchste, allerhöchste Vorschrift, wie das Gesetz es befahl, zu *erfüllen*: sie sitzen dem Vorsatz auf, sich einem phantomatisch-pleromatischen Paradigma zu unterwerfen.

Warum legen die Brüder Grimm in der zweiten, verbesserten vermehrten Auflage ihrer Märchensammlung unter der Überschrift *Das tapfere Schneiderlein*, dem Schneider den *Harnisch*

ab, dem Schneiderlein den *Gürtel* an? Der Gürtel, ein Flechtwerk, schwankt im Althochdeutschen (und noch bis um 1700) zwischen weiblichem und männlichem Geschlecht: *gurtil* und *gurtila*<sup>7</sup>. Der Austausch von Harnisch und Gürtel verlegt die Überschrift von der (geschwellten) Brust oben, auf Augenhöhe fast, fort abwärts, zur Gürtel- oder Scheidelinie zwischen Oberleib und Unterleib. Der Gürtel mißt oder zeigt einen Schnitt an, den er überspielt: unter die Gürtellinie zurück, wo die Geschlechterdifferenz und -mischung aus Schnitten, Aus- und Einschnitten im Namen des Schneidens – *secare* – und Schnittes – *sexus* – spielt, wie über die Gürtellinie hinaus, nach oben fort, wo das aufschneidende Gebaren, sichtlicher, Hof und haushält. Der Schneider, in Harnisch geraten, trug den Harnisch, mit einer goldenen Überschrift versehen, fast vor sich her, das Schneiderlein trug den beschrifteten bestickten Gurt (doch unter seinem Rock) zur Schau. Um vor dem Riesen, dem das tapfere Schneiderlein auf seinem Weg in die Welt hinaus, oder hinein, zuerst begegnet, aufzuschneiden, und bevor es sich im Riesen einen andern kleinmütigen Leser vorknöpft, »knöpfte [es] seinen Rock auf und zeigte dem Riesen seinen Gürtel und sprach: da hast du's schriftlich, was ich für ein Mann bin.' Der Riese las: siebene auf einen Streich!' meinte das wären Menschen gewesen, die er erschlagen hätte und kriegte vor dem Schneiderlein doch ein wenig Respect«. Gürtel gürten Rock und Kleider, aber auch den Leib. Was der – oder die – Gürtel als eine *zona* an den Leib gelegt, umschließt, ist, einer alten Rechtsauffassung nach, ein ununterbindbares, ununterbietbares Minimum an Gut und Habe: »*in der mittelalterlichen rechtssprache, bis ins ältere nhd. lebendig, heiszt was der gürtel umschlieszt der geringste persönliche besitz, der unpfändbar ist, bei expropriierung zu belassen u. s. w.; besonders in den wendungen als einer mit gürtel umfangen ist; als einen die gürtel umfangen, begriffen, beschlossen hat, umfängt, begreift; was die gürtel begreift, beschlieszt*«. <sup>8</sup> Das Schneiderlein erweitert den Umfang des Geringsten dadurch, daß es den (engeschnallten) Gürtel mit *großen Buchstaben* bestickt, ins Unermessliche. Der Gürtel, um den Rock des Schneiderleins und Schneiderleibs gelegt, von einer Schrift bestickt, deren Auslegung den Weg zum

Gürtel als *Schriftträger* (ganz zu schweigen von Schneiderkleid und Schneiderleib, die den Gürtel tragen) aufhält, sprengt die Vorstellungskraft (noch des Riesen). Es trennt den Gürtel in Gürtelaußen- und Gürtelinnenseite auf; die Gürtelaußenseite aber noch einmal, in unterliegenden Schriftträger und applizierte, aufgestickte Überschrift. Und bringt dadurch überlieferte Rechtsformulare aus der Fassung. Die vom Gürtel, der oft, als ein Schlauch, die Börse mit dem Geld (vor)enthält, markierte Linie – eine Zone –, ist Scheide-, Schneidelinie. Nicht nur in dem Sinn, daß der Schneider den Geschlechtern, ausgezeichnet durch Geschlechterdifferenz im Schritt und Schnitt, das dem Schnitt – *sexus* – entsprechend geschnittene Kleid anmißt und -paßt; sondern auch so, daß das angemessene und angepaßte ins angemaßte und verpaßte Kleid spielt, das den Hinweis aufs Geschlecht der Trägerin oder des Trägers, auf *Träger* oder *Trägerin* des Kleids, nach Art einer Verkleidung, zwar suggeriert, die Eröffnung des Schnitts – *sexus* –, der die Geschlechterdifferenz charakterisiert, nach Art eines Keuschheitsgürtels aber, hintanhält. Der Schnitt, der die verbindliche Separation aller Geschlechter anreißt, gehört weder dem einen noch dem andern, durch Schnitte ausgezeichneten, -geschnittenen, -geschneiderten Geschlecht an. Der Schneider, dem Ausweis oder Anzeichen der Geschlechterdifferenz aller Träger aller Kleider zugrund, hat kein identifizierbares Geschlecht; er schneidet nicht nur alle zu, sondern hält, als ein *Auf-* und *Änderungsschneider*, mit der Auskunft über das Geschlecht aller Träger aller Kleider (und wär' es nichts als Haut, die sie noch tragen), zurück. Die sexuelle Differenz – für deren Aufriß aus Schnitten (in der zweiten verbesserten und vermehrten Auflage der *Kinder= und Haus=Märchen*) nicht mehr *ein Schneider*, sondern (zurückhaltender) *das Schneiderlein* verantwortlich zeichnet, hat kein Geschlecht. An dem Schnitt – *sexus* –, dem das ein und andere Geschlecht als zugeschnittenes entsprungen heißt, trägt jedes Geschlecht (unter dem Wort *sexus* in Erinnerung behalten) die Ungewißheit über seinen Aufriß als (Un)Zustandgekommenheit seiner Zustandgekommenheit: denn was aus- und zugeschnitten – Schnitten entsprungen – (zu sein) scheint, bleibt Schnitten ausgesetzt. Der Gürtel, wie das Kleid

oder Kleidungsstück *als* Gürtel, umschließt, den überlieferten Formularen mittelalterlicher Rechtssprache nach, den *geringsten persönlichen besitz*. Weniger, was die Träger des Gürtels *am Leibe* tragen, als *den Leib*, *Leibhaftigkeit*, die sie – verkleidet – verkörpern. Und genauer: der erst aus-, dann zugeschnittene Gürtel zieht die geringste Habe in das unverpfändbare, unveräußerliche Geschlecht als Inbegriff des *sexualisierten* oder *Schneiderleibs* zusammen. Der Gürtel nennt, ohne sie ausdrücklich so zu nennen, aufs Geratewohl die *Siebensachen* seiner Träger; nämlich unter dieser Wendung in ihrer ältesten Applikation, *verhüllend* (wie das *Deutsche Wörterbuch* vermerkt<sup>9</sup>), das Gemächte oder Geschlecht: offen für unabschließ- und unumreißbare Mutmaßungen über Träger oder Trägerin *des* Gürtels (oder *der* Gürtel). Die Wendung vermerkt (verhüllend), auf dem Sprung zur Vermarktung, den *sexualisierten*, um Geschlechtlichkeit drapierten, aufs Geschlecht zugeschnittenen *Leib*, als Inbegriff der geringsten (in Zurückhaltung noch vor dem Geringsten eingelassenen) Habe, ohne daß Schneid, Schneiden und Schneidern als Habe zu Buche schlugen, denn alles Habbare und Habhafte nimmt erst im Schnitt (wie vage und vorübergehend, waghalsig und wagemutig, verschämt oder unverschämt immer) Umriß an (und ab).

Der Gürtel umschließt (verhüllend), als Ungewißheit über die Geschlechtlichkeit des bloßen (ungegürteten) Leibs, ohne für genaueren Aufschluß über die sieben zu bürgen, die *Siebensachen*. Was genau aber umschließt der Gürtel mit der aufgestickten Überschrift *Siebene auf einen Streich*? Der bestickte, beschriftete Gürtel verspricht Aufschluß; hält aber so die Näherrückenden vom Leib, den der Gürtel (schützend) um- und abschließt, ab. Die auf dem Gürtel um den Leib gelegte Schrift verspricht allen Außenstehenden Aufschluß über ein Außen (das die Außenstehenden miteinschließt); darüber nämlich, daß der Gürtelträger *Siebene auf einen Streich* vom Leibe (unter Einschluß *seiner* Siebensachen) sich hat halten können, totgeschlagen hat. Die lädierte Auskunft, *Siebene auf einen Streich*, wo sie (von neunmalklugen, naseweisen Lesern) um erschlagene, getötete Männer ergänzt wird, verleiht der Siebenzahl erheblich (fast erhaben) Nachdruck: denn

die sieben Männer (Helden oder Recken) heißt oder verheißt die Überschrift (verhüllend) mitsamt ihren (siebenmal) Siebensachen zu Tode gebracht: *Siebene* (mal sieben) *auf einen Streich*. Die Aufschrift des (Auf)Schneiders spielt dem Glauben ans Da (und Nah), vom Gürtel umschlossen, der Siebensachen einen Streich. Sie legt nah, sieben Männer mit ihren Siebensachen sich vom Leib mit seinen (*eigensten*, *leibeignen*) Siebensachen gehalten, sie, alle sieben auf einen Streich, erschlagen (allen sieben einen Streich gespielt) zu haben. Macht aber, insgeheim, auch dem Vorsatz, den Siebensachen des Schneiders (oder Aufschneiders) auf die Schliche zu kommen, einen Strich durch die Rechnung. Sind dem Gürtelträger (durch eigene Hand) seine Siebensachen (auf einen Streich) abhanden gekommen? Hat er Hand an sich, an sein Geschlecht gelegt; sich kastriert; auf einen Streich entmannt? Hat er des Unveräußerlichsten, Unverpfändbarsten, seiner *Scham*, in die, was *Habe* und *Besitz* heißt, verdichtet erscheint, seiner Männlichkeit sich entschlagen? Ist *das tapfere Schneiderlein* – auf einen Schlag – ohne Geschlecht, *emaskuliert* oder (bloß) *maskiert*, unterwegs? Die aufgestickte Schrift, *Siebene auf einen Streich*, legt beides nah, schließt keins von beiden aus, und bleibt so, unschlüssig, offen: Ist der Gürtelträger über sich hinausgewachsen, hat er sich (und seine Siebensachen) selber übertroffen; verzeichnen die applizierten Lettern, mit einer englischen Wendung, *the tailor's ejaculation*<sup>10</sup>? Oder ist er, noch seiner Siebensachen ledig, ohne Ausweis über sein Geschlecht – weder ganz *er* noch ganz *sie* noch ganz *es* –, *schamlos*, und nicht bloß ohne *Habe*, sondern so, daß alle, die begegnen, außerstande bleiben, der Überschrift habhaft zu werden, sie (und den Träger des Gürtels mit ihr) in Habhaft nehmen zu können, unterwegs? Schert das Schneiderlein sich den Teufel um sein Geschlecht?

Nicht nur die dem Gürtel applizierte Schrift (aus Fäden) hält den Weg (der fechtenden Augen) zum *Schriftträger*, des Schneiderleins, das den Gurt trug, und Schneiderleibs, den der Gürtel faßte, habhaft zu werden, in ihm den Urheber und Adressaten der Überschrift zur Rede zu stellen, auf; sondern auch die einer ersten hessischen Erzählung (sie spannt den Bogen vom Schneider auf

dem Tisch über die Musverkäuferin, die musbestrichne Scheibe Brot, das Mückenintermezzo, den tödlichen Schlag und bestickten Gürtel, bis zum Aufbruch des Schneiders aus dem Haus in die Stadt, an deren Statt dann aber in die ganze Welt hinaus) angestückte zweite hessische Erzählung, die nach Auskunft der Brüder Grimm die erste hessische Erzählung zur ersten Hälfte des ganzen Märchens unter der Überschrift *Das tapfere Schneiderlein* in der zweiten vermehrten und verbesserten Auflage der *Kinder- und Haus-Märchen* ergänzt, hält den Weg zur ganzen zweiten Hälfte des (aus zwei ganzen Hälften vernähten) ganzen Märchens, nämlich zu der in die erste Auflage der *Kinder- und Haus-Märchen* aus dem *Wegkhürtzer* (abweichend) übernommenen Erzählung *Von einem könig, schneyder, rysen, einhorn und wilden schwein*, unter der andern Überschrift *Von einem tapfern Schneider*, an der Stelle auf, »wo der Schneider den Riesen verläßt und sich an des Königs Hof begiebt«. Die Naht zwischen dem zweiten hessischen Märchen, »wo der Schneider den Riesen verläßt«, und der Fortsetzung ins *stücklein* aus dem *Wegkhürtzer*, »und sich an des Königs Hof begiebt«, verläuft durch das Wort *verläßt*: in dem Wort *verläßt* verläßt das Schneiderlein die hessische Erzählung (und Riesen in ihr), geht in das Stücklein aus dem *Wegkhürtzer* über, in eines Königs Hof hinein, bevor es auch den Königshof verläßt und im Wald auf zwei Riesen stößt. Das tapfere Schneiderlein verläßt den einen Riesen (in der hessischen Erzählung) nur, um zwei andre Riesen (im *Wegkhürtzer*) zu verlassen... Was ihm begegnet, verläßt, indem er es auftrennt, das ist die Spur der Naht, die zurückbleibt, der Schneider. Auf das Wort *verläßt* ist kein Verlaß. Sein Umriß zeichnet ein *Verlies*. Das Märchen vernäht, indem es Stücke aus mehr als einem Stück zuschneidet und vernäht, Verlassenheiten. (Unverläßlich, auftrennbar.) Auf den Stoff, aus dem die Märchen sind, in jedes einzelne mehr als eines vernäht, ist kein Verlaß. Durch jedes Wort gehn unzuverlässige, -lässige Nähte. Auf seiner Reise in die ferne Welt hinaus, an eines Königs Hof und in den Königshof hinein, wo es sich ins Gras legt und einschläft, während der Hofstaat die Überschrift in Augenschein nimmt (und, aus Furcht und Ehrfurcht, Abstand hält), hält das Schneiderlein ein Riese auf.

Ein Riese mehr, denn jenseits des Königshofs warten (im *stücklin* aus dem *Wegkhürtzer*) zwei Riesen mehr, in einem Wald, auf den Schneider. Auf einen Riesen mehr oder weniger kommt es (den Brüdern Grimm) nicht an. Die Reise des tapfern Schneiderleins, in die weite Welt hinein, führt nicht nur durch (die Begegnung mit) Riesen hindurch, sondern legt Risse durch die Riesen. (Und Risse durch die Reise: Risse durch den Aufriß der Welt.) Die Riesen, denen er begegnet, verwickelt der gerissne Schneider ins Gespräch. In einen Gesprächsfaden, den die Riesen aufgreifen. In Worte, weder riesig noch winzig, die Riesen und Zwerge teilen. Was – und *wie* – sie (‘s) teilen, beschert (und schert) den Aufenthalt, der die Reise in die Welt skandiert: durch (kurz- und langweilige) Unterbrechung unterhält. Durch Kürzen (unmerklich vernäht) in die Länge zieht, was lang schien, abkürzt, und Kürzen und Längen (verzeihlich) verzeichnet: den Eindruck der *Zeit*, *Zeitweiligkeit* (über kurz oder lang) *-zeiht* (oder seiht: *siebt*).

Doch bevor es aufbricht in die Welt, und nachdem es den Gürtel mit der Aufschrift – *siebene auf einen Streich!* – um den Leib gebunden hat; gegürtet und geschnürt, um aufzubrechen; sucht es im Haus herum, »ob nichts da wäre, das es mitnehmen könnte«. *Nichts*, das *da* wäre, es mitzunehmen; nämlich nichts, das es mit auf den Weg nehmen könnte. Was aber: *es*? Wie aber: *nichts*? Was genau ist es, das es sucht, wenn es, das Schneiderlein, herauszufinden sucht, *ob nichts da wäre?* *Nichts*, *da*, *das*, *es*: die vier auf den ersten Blick vertrauten Wörter bereiten (aus ihrer Nähe zueinander) und verbreiten Unbehagen. Was ist denn *nichts da*, *das es* im Haus noch suchen und finden, mit auf Reisen nehmen könnte? *Nichts* geht noch unter das Winzigste zurück. Wie sollte sich da *etwas*, *was* etwa sollte sich da finden lassen? Gewiß. Zugleich geht aber *nichts* in der Auslegung zu *nichts* nicht auf: *nichts* hält nicht dicht. *Nichts* nennt nicht nur *nichts*, sondern zieht die beiden Wörter *nicht etwas*, wie zwei Läppchen Stoff, durch einen Faden so gehalten, daß er sie – um eine Falz –, nach Art einer Tasche, in die *etwa*-ge- und versteckt oder -stickt wird, zu *nichts* zusammenzieht; wobei *s*, nämlich das unmerklich abgesetzte, apostrophiierte ‘s, *etwas* nennt, das die Durchsetzung des

Eindrucks, *nichts* ließe sich im ganzen Haus mehr finden, es in die Tasche, also einzustecken und mitzunehmen in die Welt, aufhält und auftrennt. Die heimische Wendung *ob nichts da wäre* bricht (im Haus) auf. Aufgetrennt besagt die unheimliche Wendung *ob nichts da wäre*: nicht, ob etwa einfach *nichts*, sondern dem Augenschein zum Trotz, nicht doch *etwas* im Haus, hier in dem Wort *nichts*, aus dem, indem ihm der Faden gezogen wird, wie aus einer Falte oder Tasche *etwas* auftaucht, das eingesteckt werden könnte in die (Gürtel)Tasche, und mitgenommen in die Welt. Und tatsächlich stößt das Schneiderlein auf *etwas*: »Es war aber nichts [...]«, beginnt der Satz, der das Finden des Fundes beschreibt, und fährt fort: »zu finden, als ein alter Käs, den steckte es ein«. Die Wendung *alter Käs*, halb vergessen, unangebissen, unaufgegessen, wirft (aus der Ferne der *Romania*), halb in sie versteckt und leicht verformt, das Echo des französischen Wortes Käse: *fromage*. Ein Wort, das sich weiter so umformen und kneten läßt, daß es den Umriß einer *forme âgée*, ins Deutsche übersetzt, eines *alten Käs* annimmt. Die nachgiebige Wandelbarkeit seiner Form, des (Wortes) *Käs*, wird dem Schneiderlein bei seiner Begegnung mit dem ersten Riesen, aus einer aussichtslosen Klemme oder Enge, in die der Riese es drängt, befreien. Der *alte Käs* verhilft (über kurz) dem Schneider *aus dem Schneider*.

Das Schneiderlein, das den geschnittenen Gürtel mit großen Buchstaben *bestickte* und in die Ellipsen oder Auslassungen zwischen den Wörtern den (kommenden) Lesern, auf die es zählt, Scheintaschen oder Leimlaschen faltet, aus ihnen (in Bann gezogen) die fehlenden Wörter – *Menschen* und *totgeschlagen* – ziehn zu lassen, *steckte* den alten Käse ein. Das Schneiderlein: ein Meister im (Be)Sticken und (Ver)Stecken. Der bestickte Gürtel mit der berückenden Aufschrift (als zögen, *Ozellen* gleich, zwei Wörter, die fehlen, die Augen der Lesenden aus ihren Höhlen: in Bann) umschließt den Schneider(meister)leib als ein Versteck. Schon vor dem Tor, wie im Begriff, aus dem Haus aus-, aufzufliegen in die Welt, muß zu dem Käse (in der Tasche) noch ein Vogel: »Vor dem Thor fing durch gut Glück noch einen Vogel, der mußte zu dem Käs in die Tasche«. Darüber, *wie* das Schneiderlein den Vogel

fängt, was genau es mit der Wendung *durch gut Glück* auf sich hat, wird nichts gesagt. Auslassungen über Auslassungen begleiten das ausgelassne Schneiderlein im Augenblick des Aufbruchs in die Welt. Nicht unähnlich der (lückenhaften) aufgestickten Schrift, die den Gürtel ziert, gehn durch das Wort *Glück* Lücken. Ist es der *Käs* in der Tasche, der den Vogel anlockt und fangen hilft? Die Tasche mit dem *Käs*, in den bestickten Gürtel um den *Schneidermeisterlein* versteckt, wäre nichts als ein *Meisenkästchen*. Nämlich (der *Auskunft* im *Deutschen Wörterbuch* nach): »*kleine kastenförmige falle zum fang der meisen*«. <sup>11</sup> Der Vogel eine *Meise*. Lockt das *Schneidermeisterlein*, schon vor dem Tor, für den Riesen, dem es gleich begegnet, klein wie eine Ameise, durch *gut Glück* – Lücken, die den Text des Märchens allenthalben zieren – noch eine *Meise* in die Tasche mit dem *Käs* und legt, indem es (unter der Hand in der Tasche) das bröckelnde Wort *Käs* um *tchen* erweitert (und verkleinert), den alten *Käs* in Falten: formt – auf dem Sprung zur *Taschenspielerlei* – den *Käs* zum *Kästchen*, *Meisenkästchen* um? Die Ausgabe letzter Hand der *Kinder= und Haus=Märchen* (1857) ersetzt die Wendung *fings durch gut Glück* durch eine Bemerkung: »Vor dem Thore bemerkte er einen Vogel, der sich im Gesträuch gefangen hatte, der mußte zu dem Käse in die Tasche«. <sup>12</sup> Nicht das *Schneiderlein* fing durch *gut Glück* noch einen Vogel – wobei das Wort *gut Glück*, noch einmal, in den Text eine Lücke reißt, offen für verzweigteste Vermutungen darüber, *wie* genau das *Schneiderlein* den Vogel fing –, sondern bemerkte einen gestrauchelten Vogel, der sich im Gesträuch gefangen hatte, ins Gesträuch wie in einen verzweigten Käfig verfliegen und verstrickt. Nicht versteckt hatte der Vogel sich im Gesträuch, sondern verstrickt ins Gesträuch bemerkt das *Schneiderlein* den Vogel, schneidet ihn behutsam aus der Befangenheit, Verfangenheit, Gefangenschaft (im zweigigen Text) heraus (und läßt das Gesträuch oder Gestrüpp lückenhaft: die Lückenhaft, in die der Vogel sich verfliegen hatte, leer zurück). Das Bemerkten schließt die Lücke, die das Wort *gut Glück* gerissen hatte, nicht. Sondern reißt eine Lücke mehr: denn offen bleibt nicht nur, *wie* genau der *Schneider* den Vogel aus dem Gesträuch befreit (nämlich den Vogel, der sich gefangen hatte, aus dem Gesträuch

herausfingert, also fängt, den abermals gefangnen in die Tasche steckt, um ihn hernach freizulassen), sondern offen bleibt auch, wie genau der Vogel sich ins Gesträuch, das ihm weder Nest noch Versteck war, verflogen und verstrickt hatte. Als verkörperte der Vogel, irritierend, die Lücke, das glückliche Reißen von Lücken (in Texte), worin das Schneiderlein wie auf einen Schlag zum Meister geworden, was ihn glücklich, gegen alle Unbill, die ihm dort begegnen mag, gefeit, in die weite Welt entläßt.

Das Schneiderlein verkörpert – auf der Schwelle zur Fadenscheinigkeit – das verschlagene Reißen von Lücken, glücklicher Lücken allenthalben (in die Welt wie in Worte). So reist es in die Welt hinaus. Oder hinein. Die Lückenhaftigkeit der Welt reißt den Entscheid zwischen Aus- und Einreise (leise) ein. Und begegnet dort, zuallererst, zuhöchst, auf die Spitze getrieben, einem *großen Riesen*:

Nun nahms den Weg zwischen die Beine und stieg einen hohen Berg hinauf; wie es oben ankam, saß da ein großer Riese auf der Spitze. »Gelt, Kammerad, sprach es zu ihm, du sitztest da und schaust in die Welt? Ich bin willens mich auch hinein zu begeben; hast du Lust mit zu gehen!« der Riese sah es an und sprach: »du bist ein miserabler Kerl!« »Das wär« sagte das Schneiderlein, knöpfte seinen Rock auf und zeigte dem Riesen seinen Gürtel und sprach: da hast du's schriftlich, was ich für ein Mann bin.« Der Riese las: siebene auf einen Streich!« meinte das wären Menschen gewesen, die er erschlagen hätte und kriegte vor dem Schneiderlein doch ein wenig Respect. Erst aber wollt er es prüfen. Da nahm er einen Stein in seine Faust, und drückte ihn zusammen, daß das Wasser herauströpfte. »Das thu mir nach, sprach er zu ihm, wenn du stark seyn willst.« »Ists weiter nichts, sprach das Schneiderlein das kann ich auch;« griff in die Tasche, holte den faulen Käs und drückte ihn, daß der Saft herauslief. »Gelt, sprach es, das war ein bischen besser?« Der Riese wußte nicht, was er sagen sollte und konnts gar nicht von dem Männlein glauben. Da hob er einen Stein auf und warf ihn so hoch, daß er kaum noch zu

sehen war. »Du Erpelmännchen, das thu mir nach« sprach er. »Gleich, sagte es, dein Wurf war gut, aber der Stein hat doch wieder zur Erde müssen herabfallen; ich will dir einen werfen, der soll gar nicht wieder herabkommen.« Darauf griff es in die Tasche, nahm den Vogel und warf ihn in die Luft, und der Vogel froh, daß er frei geworden, stieg auf und flog fort.

Das Schneiderlein nimmt den Weg zwischen die Beine, als nähm es den Weg in die Schere. Doch es schneidet oder kürzt ihn nicht ab, oder weg; sondern nimmt oder schlägt den Weg ein, der steigt, auf einen hohen Berg. Wie aus naseweisem Vorwitz, rückhaltloser Vor- und Voraussicht (sich der unsichern, *sorglosen* Unumrissenheit und Grenzenlosigkeit der weiten weiten Welt zu versichern). Das erste Reiseziel, *vorerst*, des Schneiderleins ist die *Bergspitze*, von dort in die Welt, hinein oder hinaus, zu schauen. Sein Schauinsland. Ausschau zu halten, bevor es sich in sie hinein begibt, sich mit ihr ab-, sich ihr abgibt, seiner sich, des Schneiderlebens, zu begeben oder zu entledigen. *Gelt* ist das erste Wort, das der Schneider dem auf der Bergspitze sitzenden Riesen, einem *großen*, also riesigen oder überriesengroßen, *Überriesen* zuwirft. Den Satz, den es eröffnet, beschließt das Wort, ein Reimwort, *Welt. Gelt – Welt*: der Reim entgrenzt die Enden, Anfang und Ende des Satzes, die einander entsprechen: entstellen. *Gelt*, aus *Gelt es* und *Was gilts!* verschliffen und gekürzt, legt unter anderem, in Abbeviatur, die Wendung *Was gilt die Wette?* (hier über unser beider Verhältnis zur Welt) vor Augen. Als gelte es an dieser Stelle, auf die Spitze getrieben, aus dem Ring- und Waffenkampf übernommen, einen Kampf in Worten oder *Wortkampf*. Logomachie zwischen Zwerg und Riese. *Gelt*: ich biete (zuvorkommend) in Worten Trotz. Was hier, zuhöchst, als Frage ragt, infrage steht: warum der Überriese auf der Spitze sitzt. Was gilt die Wette, daß es sich so und nicht anders verhält: gelt, du sitztest da, schaust in die Welt, ein Augenschmaus. Auch du, wie ich, willst in die Welt? Als wäre der Einsatz, um den das Schneiderlein hier spielt – in der Tat auf die Spitze getrieben –, die Welt. Ich wette die Welt: auch du willst in die Welt hinein. Der Einsatz, den das Schneiderlein aufs Spiel setzt, läßt sich

nicht überbieten, auch vom Überriesen nicht, der auf der höchsten Spitze in seine Überriesigkeit versunken sitzt, ohne Augen für den Schneider, ohne Augen für die Welt. *Gelt* (die Wette gilt): es gilt die *Welt*. Im *Gelt*, das der Schneider dem Riesen an den Kopf wirft, steht die Welt auf dem Spiel. Die Welt, in die beide von dort oben hinein-, hinaus-, hinunterschaun: ihnen liegt die Welt zu Füßen. Doch das Schneiderlein, das weder Gott noch Teufel fürchtet, versucht den großen Riesen nicht wie der Teufel Jesus an einer Stelle im Lukasevangelium – »Vnd der Teufel füret jn auff einen hohen Berg/vnd weiset jm alle Reich der gantzen Welt/in einem augenblick/vnd sprach zu jm/Diese macht wil ich dir alle geben/vnd ihre Herrligkeit/Denn sie ist mir vbergeben/vnd ich gebe sie welchem ich wil/So du nu mich wilt anbeten/so sol es alles dein sein. Jhesus antwortet jm vnd sprach/Heb dich von mir weg Satan/Es stehet geschrieben / DU SOLT GOTT DEINEN HERRN ANBETEN / VND JM ALLEIN DIENEN« [Luc. 4.5-8]<sup>13</sup> –, obwohl das Wort *versuchen* (versuchsweise) aus der Fassung letzter Hand des Schneidermärchens auftaucht: »Guten Tag, Kamerad, gelt, du sitztest da und besiehst dir die weitläufigte Welt? Ich bin eben auf dem Wege dahin und will mich versuchen. Hast du Lust, mitzugehen?« Die *Parodie* der Versuchung Jesu durch den Teufel auf der Spitze eines Berges *gilt* dem Evangelium. Sie bietet ihm *Paroli*. Denn das Gebot des Evangeliums, Gott oder Satan anzubeten, wird durch das Angebot, die Welt, gleich ob Riese oder Zwerg, mitgehend zu *versuchen*, die weite gehend zu ertasten und zu kosten, Gefallen und Geschmack zu finden an der Lust, in sie hineinzugehen, unterboten: karikiert. In dem Wort *Gelt* schließt das Schneiderlein keinen Pakt mit dem großen Riesen, sondern wettet, indem die Welt die Wette gilt, ohne Einsatz. Ich wette die Welt, daß du bloß da sitztest und in die Welt schaust, um von deinem Hochsitz und Ausguck abzusteigen, und in sie hineinzugehn. Doch indem das Schneiderlein die Welt verwettet, verwettet es weniger die Welt, als Wette. Die Geltung des *Gelt* setzt, die Welt vor Augen, in die das Auge sich verliert, der Blick verloren geht, aus. Kein *Gelt* der Welt, *Wortwelt*, kann die Welt verwetten, weil die Welt in ihrer Undurchsichtigkeit und Unabsehbarkeit (die Undurchsichtigkeit des Wortes *Welt* wie eines jeden Worts nicht

ausgeschlossen) mit den Wettenden alles Wetten und Gelten aufs Spiel setzt: der Lust am Spiel, in sie hineinzugehn (ohne wiederzukehren), aussetzt. Nichts gilt die Welt. Sie läßt sich nicht verwetten, -werten, -welten, -worten, -walten. Im *Gelt* des Schneiderleins, an dieser Stelle (als käme es aus einer andern Welt), verwittert der Wille zum Wetten überhaupt. Das *Gelt* stellt insgeheim den großen Riesen auf die Probe. Es stellt das Stellen auf die Probe auf die Probe; auf die *Überprobe* nämlich, ob der Überriese überhaupt ans Stellen auf die Probe glaubt: ob der Überriesengroße aufs Gelten von Welten, und Wetten, auf die das Schneiderlein sich keinen Reim mehr macht, weil es (ohne auf die List im Reimen zu verzichten) der Lust am Ungereimten, in die große weite Welt hinein (oder hinaus) nachgibt, noch baut, sich provozieren läßt und Herausforderungen annimmt. Das *Gelt* aus dem Mund des Winzlings lockt den Überriesen aus der Reserve, denn es ebnet den (überriesengroßen) Unterschied zwischen Groß und Klein, indem es bloß zwei Wettende (wie auf Augenhöhe), die auf die Welt vor Augen wetten, übrig läßt, ein. Indem der Riese das *Gelt* für bare Münze nimmt und sich dem *Gelt* stellt, hat der Schneider leichtes Spiel: gehn Risse durch den übergroßen Riesen, der dem Glauben ans Gelten und Walten von Welten und Wetten – wie Worten – unterworfen da sitzt, wo er sitzt: auf der Spitze eines hohen Bergs.

Aus der Vertiefung in alles, was auf ihm lastet (melancholische Versunkenheit mag mit im Spiel sein), auftauchend, hat der große Riese für den Vorschlag des Schneiders, der ihm erst jetzt in die Augen fällt, nur Verachtung übrig: »Du bist ein miserabler Kerl!«. Doch das Schneiderlein pariert den Schlag mit einer plissierten abgerissnen Wendung: *Das wär* (als besagte sie: wenss nur wahr wär; doch dafür gibts keine Gewähr; trau deinen Augen nicht). Und indem es seinen Rock aufknöpft, die Schöße auf- und auseinanderschlägt, zeigt es dem Riesen seinen Gürtel und sprach (so knöpft es sich den Riesen vor): »da hast du's schriftlich, was ich für ein Mann bin.« *Ecce homo*. »Der Riese las: siebene auf einen Streich!« meinte das wären Menschen gewesen, die er erschlagen hätte und kriegte vor dem Schneiderlein doch ein wenig Respect«. Der Riese liest, blind für die List im Untergrund der aufgestickten Schrift. Sie

schlägt den Lesenden in Bann (in den Bannkreis der zwei Wörter, die er aus jener Gewohnheit, deren *Geltung* die elliptische Schriftstickerei ihm nahelegt, zusetzt: *Menschen* und *erschlagen*) und hält ihn ab, mit dem Wicht (und Wichtiguer), der anfängt, ihm ein Dorn im Auge zu sein, kurzen Prozeß zu machen. Der Respekt – *ein wenig Respect* –, den das Lesen in der Schrift ihm abnötigt (oder -knöpft) und die anfängliche Verachtung auf die Schwelle zur Achtung (als Vorsicht in der Rücksichtnahme, als *Respekt* buchstäblich, den er vor dem miserablen Kerl anzufangen kriegt, als formte unter seinen Augen sich, wie ein weicher Käs, das Wort *miserabel* zu dem Wort *mirabilis* um) treibt, bringt den Riesen auf den Gedanken, den das Wort *Gelt* anstößt, als wären nicht nur seine Augen aufs aus- und auffüllende Lesen in der elliptischen Schrift *zugeschnitten*, sondern als *paßten* ihm die Worte aus dem Mund des Schneiders: den Winzling auf die Probe zu stellen: »Erst aber wollte er es prüfen«. Das Stellen auf die Probe stellt den, der vortut, mit dem, der's ihm nachtun soll, *a limine* auf eine Stufe. Das kleine Schneiderlein soll es dem großen Riesen *gleich* tun. Die Vorannahme im Hinblick auf *Parität* der beiden Wettpartner, als Prüfer und Prüfling in eine Prüfung verwickelt, deren Aufgabe beide einander gleichstellt, macht den Überriesen blind für die *Überlist* des Schneiders, der zweimal in die Tasche greift – *griff in die Tasche [...] griff es in die Tasche* –, und den Riesen darüber täuscht, was die Hand aus der Tasche zieht, in der Hand hält und den Augen vorenthält. Die beiden, zweimal vor ein und dieselbe Aufgabe gestellt, wie verschieden sie aussehen, sein oder heißen mögen, bilden dennoch bloß ein *Parapaar*, weil beide der Aufgabe anders entsprechen. Der Überriese, weil er (rücksichtslos) von der Gegebenheit der Aufgabe aus-, auf die Aufgabe zugeht, nimmt die (Geltung, *Gleich-Geltung* der) Probe an; der Schneider, als habe er den Glauben an die Gegebenheit der Aufgabe aufgegeben, stellt sie, stellt die *Geltung* der Probe, indem er (der Probe gegenüber) fast Gleichgültigkeit an den Tag legt, auf die Probe. Der Riese hält an der Aufgabe fest (sie zu lösen); der Schneider läßt sie los: löst sie auf.

- 1 Luther, Martin, *Biblia: Das ist: Die gantze Heilige Schrift / Deudsch / Auffz new zugericht* [Wittenberg 1545], hrsg. von Hans Volz, München 1974, Band 3, S. 2128 [im folgenden: *Lutherbibel*]
- 2 Grimm, Jacob, *Geschichte der deutschen Sprache* (1848), Leipzig<sup>4</sup>1880, Zweiter Band, S. 593
- 3 Grimm, *Deutsches Wörterbuch*, Band VI, Leipzig 1885, Spalte 460
- 4 Grimm, *Deutsches Wörterbuch*, Band IV, II, Leipzig 1877, Spalte 1748. — *Hölle* heißt aber, außerdem, auch »*ein raum unter dem tische der schneider, in welchen der darauf sitzende die beine steckt; nach der volksmeinung sollen hier ein die schneider von den ihnen anvertrauten stoffen das mögliche verschwinden lassen*« (ebd.). Aus welcher Hölle das Schneiderlein den großen Tuchlappen langt, der Ort der Hölle, bleibt an dieser Stelle offen.
- 5 Zur Wendung *aus dem Schneider* vermerkt das *Deutsche Wörterbuch*: »*nach anderer auffassung heiszt schneider werden beim kartenspiel weniger als 30 oder 31 augen bekommen; aus dem schneider sein, mit mehr als 30 oder 31 augen das spiel verloren haben; übertragen auf das alter: aus dem schneider sein, mehr als 30 jahre alt sein, in scherzhafter rede*« [Grimm, *Deutsches Wörterbuch*, Band 15, Leipzig 1899, Spalte 1270]. — *Siebene auf einen Streich* bedeutet, was immer es sonst noch bedeuten mag, daß der Schneider aus dem
- Schneider ist. Die Überschrift, sei's auf dem Harnisch in goldenen Lettern gemalt, sei's auf den Gürtel gestickt, treibt den Schneider über den Schneider, aus dem Schneider und Haus heraus auf die Gassen der Stadt, und fort aus der Stadt, hinaus in die Welt.
- 6 Das Wort *Muskete* ist bekanntlich »eine deminutive Ableitung von ital. *mosca* 'Fliege' [...], indem das Geschoß mit dem raschen Flug einer kleinen Fliege verglichen wird. Das ital. Wort geht auch in andere romanische Sprachen ein«, ein splinterndes Geschoß (über die Grenzen der Romania hinaus, auch ins Deutsche eingedrungen: ... *mousquet ... mosquete ... Moschete ... Moßkette ... Muscete ... Musketi(e)rer ... moschettiere ... mousquetaire ...* [Etymologisches Wörterbuch des Deutschen, hrsg. von Wolfgang Pfeifer, München 1995, S. 902]
- 7 Grimm, *Deutsches Wörterbuch*, Band IV, I,6, Leipzig 1935, Spalte 1173
- 8 Ebd. Spalte 1176
- 9 Grimm, *Deutsches Wörterbuch*, Band X, I, Leipzig 1905, Spalte 817
- 10 Unter dem Lemma *Ejaculation* verzeichnet *The Oxford English Dictionary* (Second Edition, Prepared by J. A. Simpson and E. S. C. Weiner, Band 5, Oxford 1989, S. 103) unter anderm auch: »The putting up of short earnest prayers in moments of emergency; the hasty utterance of words expressing emotion«.

- 11 Grimm, *Deutsches Wörterbuch*,  
Band VI, Leipzig 1885, Spalte  
1947
- 12 *Kinder und Hausmärchen*  
*gesammelt durch die Brüder*  
*Grimm*, Erster Band,  
Göttingen 1857, S. 110
- 13 *Lutherbibel*, Band 3,  
S. 2079–2080